

**Gas, Gas, ... und
dann Feuer**

Mit freundlicher Unterstützung von
Deutsch-Tschechischer Zukunftsfonds | Česko-německý fond
budoucnosti

Deutsch-Tschechischer
Zukunftsfonds



Česko-německý
fond budoucnosti

Deutsche Erstausgabe
Titel der Originalausgabe:
Plyn, plyn..., pak oheň. Vězeň č. B 11632, 1945

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im
Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

© Tomáš Kraus
© der deutschen Ausgabe 2024
Hentrich & Hentrich Verlag Berlin Leipzig
Inh. Dr. Nora Pester
Capa-Haus
Jahnallee 61
04177 Leipzig
info@hentrichhentrich.de
www.hentrichhentrich.de

Lektorat: Malte Gerken
Gestaltung: Michaela Weber
Druck: Winterwork Borsdorf

1. Auflage 2024
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN 978-3-95565-652-2

František R. Kraus

Gas, Gas, ... und dann Feuer

Häftlingsnummer B 11632

Aus dem Tschechischen übersetzt von Vera Trnka
Mit einem Vorwort von Tomáš Kraus

HENTRICH
& HENTRICH

Inhalt

Vorwort	7
Editorische Anmerkung	11
Gas, Gas, ... und dann Feuer	13
Karten	104
Anmerkungen	108

Vorwort

Es ist acht Uhr abends, kalt, ich sitze allein in einem kleinen Gästehaus in Budapest in der Árpád-Straße. Ich sitze hier mit meinem Leben und weiß nicht, was ich damit anfangen soll. Ich bin durch Feuer und Hölle gegangen, um mich auf die andere Seite zu retten, bin in Schlamm und Dreck ertrunken, bin durch die übelsten Exkrementen gewatet, um mich auf dem trockenen Boden wiederzufinden. Aber ich fühle es – meine Seele, sie ist tot, und niemand kann sie wiederbeleben.

Das schrieb František R. Kraus ganz am Ende seines Buches „Gas, Gas, ... und dann Feuer“, einem autobiografischen Bericht über die Ereignisse, die er durchmachen musste und die er wie durch ein Wunder als einer von wenigen überlebte. Was wir heute als Holocaust bezeichnen, hat Millionen Tote gefordert. Die Überlebenden kämpften für den Rest ihres Lebens darum, das Trauma zu verarbeiten, dem sie während dieser relativ kurzen Zeit der Nazi-Herrschaft ausgesetzt waren. Und die meisten von ihnen schwiegen. Sie schämten sich, sie wollten ihre Umgebung und Angehörigen nicht mit ihren Ängsten und Traumata belasten, und schon gar nicht ihre Familien, die sie auf den Ruinen ihres früheren Lebens aufgebaut hatten. Aber es gab Ausnahmen. Es gab auch einige, die aussprachen und warnen wollten. Um die Menschheit zu mahnen, dass die Schrecken, die sie selbst erleben mussten, nie wieder passieren würden.

Einer von ihnen war František R. Kraus, mein Vater. Und er hatte alle Voraussetzungen für eine so mitreißende Mahnung. Er war Journalist, Reporter – und zwar nicht irgendeiner. Sein Zeugnis ist daher aus vielen Gründen wertvoll. Vor allem handelt es sich um einen der ersten dokumentarischen Texte über die Gräueltaten des Nationalsozialismus, der fast unmittelbar nach Kriegsende veröffentlicht wurde. Wie ist das passiert? Darüber spricht der Autor selbst in der an-

geführten Passage – über seine Odyssee, die mit der Deportation nach Theresienstadt im allerersten Transport AKI im November 1941 begann, drei Jahre später durch das Vernichtungslager Auschwitz, die Arbeitslager in Gleiwitz und Blechhammer und die Flucht fortgesetzt wurde und ihn durch Polen und das Karpatenvorland führte, und die ausgerechnet in Budapest endete.

Hier bekam er mithilfe von Freunden eine kleine Wohnung in der oben genannten Árpád-Straße, vor allem aber eine Schreibmaschine. Und hier, ganz am Ende des Krieges, begann er, alles niederzuschreiben.

Als er einige Wochen später im befreiten Prag ankam und versuchte, zumindest einen Teil seines alten Lebens wieder aufzubauen, fand er in Jiří Chvojka auch einen Verleger, der einen Teil des Manuskripts bereits im September 1945 veröffentlichte. Wenig später erschien ein weiterer Teil unter dem Titel „... und bringe zurück unsere Verstreuten“.

Deswegen ist das Buch, das Sie vor sich haben, ein einzigartiges und absolut authentisches Zeugnis. Allerdings ist es ein ungeheures Paradox und ein unfassbares Versäumnis der geteilten Welt nach Kriegsende, dass es erst jetzt in der Muttersprache des Autors, nämlich Deutsch, veröffentlicht wird.

Wie Sie an anderer Stelle lesen werden, wurde František R. Kraus 1903 in Prag geboren. Er besuchte die deutschen Schulen in Prag, dieselben, die auch Franz Kafka besucht hatte. Sein engster Freund und Mentor war der „rasende Reporter“ Egon Erwin Kisch, dessen Werk ebenfalls auf Deutsch verfasst ist. Die Nachkriegszeit, die nicht nur in der Tschechoslowakei von heftigen antideutschen Ressentiments geprägt war, erlaubte keine andere Veröffentlichung seiner Texte als in tschechischer Sprache. Und so blieb es – abgesehen von seinen in ausländischen deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten Kurzgeschichten –

bis zum Ende der 1960er Jahre. Die Veröffentlichung seiner Bücher auf Deutsch erlebte František Kraus nicht mehr.

Mittlerweile ist der Holocaust zu einem Thema von globalem Interesse geworden. Bücher, Filme, aber auch andere literarische und künstlerische Formen greifen sehr oft auf die existenziellen Erfahrungen der damaligen Zeit zurück, auch wenn es scheint, als sei bereits alles gesagt. Doch das ist es nicht. Deswegen ist auch das Zeugnis meines Vaters immer noch dringlich und relevant.

Davon bin ich auch heute noch überzeugt, mehrere Jahrzehnte nach der Befreiung der Konzentrationslager und dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Vielleicht ist dieses Buch, das Sie jetzt in der deutschen Fassung in Ihren Händen halten, dieses zeitlose Zeugnis, das der Menschheit sagt: NIE WIEDER! Zumindest ist das der Wunsch des Autors.

Tomáš Kraus

Editorische Anmerkung

Bei dem hier erstmals in deutscher Sprache veröffentlichten Text handelt es sich um eine Übersetzung aus dem Tschechischen. Der Text ist weitgehend originalgetreu abgedruckt. Es wurden lediglich einige Fehler korrigiert und behutsame Anpassungen von Rechtschreibung und Zeichensetzung vorgenommen, um eine bessere Lesbarkeit für das heutige Publikum zu gewährleisten.

In der Originalversion auf Deutsch wiedergegebene Begriffe wurden kursiv gesetzt. An den Stellen, wo der Autor vom Nebenlager in Rajsko spricht, ist in eckigen Klammern der tatsächliche Aufenthaltsort – Birkenau – ergänzt worden. Der von der Übersetzerin angefertigte Anmerkungsapparat am Ende des Buches verschafft dem Leser einige Hintergrundinformationen.

Gas, Gas, ... und dann Feuer

Ziemlich ruhig ist es in der Siedlung. Theresienstädter Staub wirbelt zwar durch die stinkenden Gassen der Stadt, aber der Hunger ist heute nicht so brutal: Zum Mittagessen gab es Graupen, und da wird man satt, auch wenn man den Fraß ohne Geschmack herunterschluckt. Jedes Mal, wenn ich die hungrigen Kameraden so essen sehe, entsteht vor mir das Bild eines ausgezehrten Hundes, den ich vor vielen Jahren irgendwo auf der Straße gesehen habe, wie er Kartoffelbrei verschlingt, eine auf den Boden verschüttete Plempe, und sich ängstigt, dass ihn jemand verjagt, noch eher er alles wird verschlingen können.

Der Wanst ist voll und wir sind relativ zufrieden. Sogar einen Nachschlag gab es, bei uns in den Jägerkasernen,¹ und abends wird es Kartoffelsuppe geben. Das sind ja Aussichten! Wir sitzen im Hof, denn die liebe Sonne guckt doch hie und da durch, und wir wärmen uns in den Strahlen. Gänzlich ohne Sorgen verbringen wir den heutigen Nachmittag, niemand spricht heute zu viel, keine Neuigkeiten finden heute Absatz. Am Ende des ekelhaften Festungshofes steht eine Gruppe junger Leute. Dort, ich kann es sehen, debattiert man aufgeregt. Schon bilden sich weitere Grüppchen. Der lange Fritz verlässt eine dieser Gruppen und nähert sich der Bank, auf der wir sitzen.

„Also Jungs, ihr wisst es bereits, nicht wahr? Transporte! Zur Arbeit ins Reich. Es sollen zehn werden, je zweitausend Mann. Vor allem Männer zwischen sechzehn und fünfzig. Wir haben's gut. Da fährt jeder von uns!“

Daher die Ruhe! Sie sind bereits da. Jedes Mal, wenn es bei uns zu ruhig wird, muss etwas kommen. Meine Gedanken sind sofort bei meiner Mutter. Über zwei Jahre versuchte ich sie hier bei Not und Mangel durchzubringen, so gut es nur ging. Sie war permanent krank und unterernährt, aber sie lebte. Ich grub sie heraus aus sechs Transporten in den

Osten und versuchte sie zu pflegen, soweit es möglich war. Auch wenn sie lange auf dem Boden liegen musste, auch wenn ihre Nächte, im Staub und von Ungeziefer geplagt, eine wahre Hölle waren, aber sie lebte noch.

Sie wog zwar bloß 35 Kilogramm, doch ich wusste genau, dass meine Abfahrt für sie den Tod bedeuten würde. Oder man würde sie sofort nach meinem Verschwinden in den Osten deportieren.

Also, wieder Transporte, und wohin? In den Osten schätze ich. Weitere Opfer. Wie viele sind bereits so von hier ins Unbekannte gefahren, und wer von ihnen ist noch am Leben? Wenige. Na also, meinerwegen. Diesmal bin ich sicher auch dabei, auch wenn uns die Herren von der SS bisher geschützt haben, denn wir waren sog. AK-isten, die Männer des Transports AK, die das Ghetto „aufgebaut“ hatten, als die Theresienstädter Bürger aus der Stadt vertrieben worden waren.²

In der Siedlung machte sich allmählich Erregung breit. Wo man hinschaut, sieht man eine kleine Schar Menschen, die über die „Großsendung“ von menschlichem Material ins Reich debattieren.

Bereits am Abend sprach im riesigen zweiten Hof der Hamburger Kaserne der Theresienstädter Älteste über die „stürmischen nächsten Tage“. Der Hof ist überfüllt. Eine bedrohliche Atmosphäre lastet in den stinkigen Gassen des Ghettos und bedrückt auch hier jeden von uns. Der Hof quillt über. Auch die Holländer und Dänen³ kamen. Ich sehe nicht gut. Klettere auf einen Sims. Jetzt höre ich: „Es werden schwere Opfer verlangt, aber etwas dagegen unternehmen kann man nicht. Es ist eine Anordnung von oben. Von den Männern muss jeder mit seiner Abfahrt rechnen. Ihr geht zur Arbeit.“ Das waren seine Worte. Und zugleich die letzten Augenblicke seines Lebens. Er fertigte eine Liste von mehr als 24 000 Personen an,⁴ als er aber feststellte, dass diese Masse Elender vernichtet werden sollte – wie, dass

wusste er nicht genau –, stellte er sich im letzten Augenblick gegen die Vertreibung all dieser Menschen in den Tod wie Vieh zur Schlachtbank. Das bedeutete sein Ende. Dr. Epstein wurde damals im September 1944 im Theresienstädter Casino erschossen,⁵ als er sich weigerte, die Befehle der Henker von Himmler auszuführen. Er war ein Mann. Das haben wir alle gewusst.

Stimmengewirr klingt durch den Hof. Die Frauen weinen still. Wir alle wissen, wie hoch der Preis ist, der hier gezahlt werden muss. Wieder werden Familien auseinandergerissen, Familien, die hierher, in die Theresienstädter Festungsmauern, in den Kerker ohne Gitter hineingetrieben worden waren, wo aber trotz Hunger, Not und Leid wenigstens das armselige Dasein möglich war. Was vor uns steht, wissen wir nicht. Der Osten mit seinen fürchterlichen Folterkammern, mit seinen überfüllten und anschließend entvölkerten Ghettos, die Verfolgung und zum Schluss der Tod. Der Hungertod oder der Tod durch eine Kugel. Kein einziges Mal, die ganzen dreieinhalb Jahre lang, haben wir ein einziges Wort erhalten von den Kameraden, von ihren Verwandten oder Bekannten, die durch die „zweite Deportation“ geschleust wurden. Sie alle wurden zum Schweigen gebracht – wie, das wussten wir nicht genau.

In dieser Nacht wurde nicht geschlafen im Ghetto. Alles ging wirr durcheinander. Die Küchenausgabe funktionierte nicht mehr besonders, überall große Aufregung und Angst. „Magdeburg“ arbeitete bereits. In diesem, unserem „Rathaus“ warfen die Schreib- und Vervielfältigungsmaschinen die Einberufungen aus. Man „schnitt“ bereits die schmalen Berufungsstreifen. Die Berufungen vom ersten der zehn Transporte wurden bereits verteilt. Und so wurde einer nach dem anderen einberufen. Ein jeder auf der Straße hielt bereits den Papierstreifen in der Hand. „Sie wurden in den Arbeitstransport ins Reich eingegliedert. Ihr Gepäck darf nicht mehr Gewicht als“ usw. usw. Das kennen wir bereits.

Auch ich halte die Vorladung in der Hand. Morgen soll ich bereits einrücken in die „Schleuse“⁶ in „Hamburg“.

Alles ging blitzschnell. Der erste, der zweite waren bereits abgefertigt und ich, im dritten Transport war ich also dabei. Die Mutter, neben zwei Koffern auf dem Boden liegend, in einem verkommenen Häuschen einer stinkenden Gasse am Bahnhof, halb erblindet, ohne Hilfe und Pflege, flüstert zum letzten Mal: „Warum fährst Du weg, František? Warum lässt Du mich hier allein?“ Ein letzter Kuss und ich stürme hinaus ... In der Seitengasse muss ich anhalten, Tränen fließen über meine Wangen ... Mutter, Mutter, das letzte, was mir blieb, stirbt einen furchtbaren Tod, ohne mich ...

Schon sind wir im Zug. Vollgestopft wie Heringe in der Büchse. Die Laune ist nicht die schlechteste, denn es fahren Jüngere, so etwa bis fünfundvierzig. Und auch ich bin bereits ruhiger. Einwaggonieren, welches die geschützten Dänen besorgen, erfolgt unter der üblichen Hast und Eile. Die SS befindet sich bereits auf dem Bahnsteig, die Protektoratsgendarmerie bewacht den Zug. Und wenn sich bei der Jägerkaserne⁷ der Zug in Bewegung setzt, fühle ich mich irgendwie freier, ich weiß nicht. Dumm herumgelungert habe ich hier, an dieser einzigen Stelle, beinahe drei Jahre; wie viele Kilometer habe ich im Umkreis des stinkigen Kerkers zurückgelegt? Nun aber fahre ich immerhin aus dem Gefängnis heraus „in die Welt“, wo ich wieder die Natur sehen kann. Hinter die Schranken durfte ich nicht und heute fahre ich heraus, weg von den Riegeln, heraus ... vielleicht ... Wenn ich damals nur geahnt hätte, wohin sie uns verfrachten!

In Bohušovice [Bauschowitz] übernimmt uns die Schupo. Als Transportleiter fungiert ein junger SS-Mann. Die Fenster müssen geschlossen bleiben, sonst wird geschossen. Und so werden wir zwei Tage und zwei Nächte lang transportiert. Wohin? Man spricht im überfüllten Wagen, wo man weder sitzen noch stehen kann, wo man nicht einmal austreten

kann [ein Eimer für alle], man spricht über einen Arbeitsplatz in Dresden. Dort fahren wir jedoch durch, schon sind wir in Leipzig,⁸ in Cottbus, und in der Nacht wissen wir nicht einmal mehr, wo wir uns befinden. Am zweiten Tag lesen wir die Aufschriften. Schon sind wir weit in Oberschlesien. Das heißt, wieder ein Bluff. Wir fahren durch Kattowitz und nun regnet es, es gießt wie aus Kannen. Der Zug fährt auf eine Rampe. Viele Gleise sind zu sehen und etwas weiter ein mit Kartoffeln beladener Lastzug. Es herrscht ein reges Leben hier, selbst bei Regen. Frauen, höchst sonderbar angezogen, mit über der Stirn geknoteten Kopftüchern. Einige tragen Körbe voller Kartoffeln in irgendein großes Lager, andere verstecken sich unter den Waggons. Und überall SS-Männer mit Schießgewehren. „Was soll das?“, fragt einer den anderen. „Da fahren wir an irgendeinem Lager für Frauen vorbei“, antwortet jemand im Wagen. Wir stehen jedoch. Draußen herrscht stets lebendiges Treiben. Draußen schreit man. Es erinnert mich an einen amerikanischen Film, den ich vor Jahren zu Hause gesehen habe: „Frauen hinter Gittern“. Auch diese Strafgefangenen wirken völlig abgestumpft, mit ihren hastigen Bewegungen und Grimassen, genau wie damals in dem grausamen Film. Auch das hier ist ein Film von Gespenstern, von menschlichem Leid, Ekel und Irrsinn.

Wir versuchen uns alle ans Fenster zu drücken. Draußen, am Eingang zum Lager – der Zug hat sich immer noch nicht in Bewegung gesetzt –, steht eine Aufseherin mit einem riesigen roten Kreuz auf dem Rücken, in der Hand eine Riemenpeitsche, und haut unbarmherzig auf die arbeitenden Frauen ein. Es gibt hier von ihnen unzählige bei der Arbeit. Einige rufen auf Polnisch und Italienisch, vielleicht auch auf Französisch, ich weiß es nicht, kann es von hier nicht unterscheiden. Sie rufen uns etwas zu. Wieso? Gehören wir vielleicht bereits zu ihnen? Das ist doch nicht möglich! Doch schauen wir einer den anderen an, eine Vorahnung. Wir sind im

KZ! „Jungens, das wird wohl dieses Birkenau oder Oświęcim sein, wie heißt das hier?“, ruft der große Fritz. Das wäre aber gegen alle Versprechungen und das Ehrenwort. „Ihr geht zur Arbeit als freie Arbeiter. Euch wird es wesentlich besser gehen als im Ghetto, ihr werdet wieder Menschen!“, erklärte einer der Gestapo-Männer beim Appell in „Hamburg“. Auf diese Weise also hielten die Repräsentanten der germanischen Willkür ihr Wort.

Und nun geht alles schnell, ihr Lieben! Die Frauen bei den Kartoffeln lärmen und schreien, die SS-Männer achten nicht darauf. Schauen gleichgültig auf diese Zirkusvorstellung. Sie sind in Regencapes gehüllt, denn es gießt unerbittlich. Sie kennen das Theater auswendig. Praktisch täglich spielt sich hier dasselbe ab, Züge aus Böhmen, Deutschland, Holland, Frankreich, Züge aus Dänemark und Italien, aus ganz Europa vielleicht, liefern hierher das Schlachtvieh.

Birkenau, Birkenau, das ist vermutlich hier, wohin aus Theresienstadt bereits hunderttausend Menschen führen, und keiner schrieb mehr, vielleicht ab und zu ... Birkenau ... Rajsko⁹ bei Oświęcim ... hier irgendwo arbeiten die Männer in Schwefelminen und sterben an Vergiftung.

So ungefähr erzählte man es sich in Theresienstadt. Was aber wird mit den Frauen, die, etwa fünfhundert, mit uns fahren, und was mit den Kindern?

„Aussteigen!“ So rufen seltsam ausschauende Männer in Streifenanzügen in die Waggonfenster herein. Wir stürzen hinaus, wollen unser Gepäck mitnehmen, aber der Befehl heißt, alles im Zug zu lassen. Aus dem Fenster sehe ich, dass die ersten Ohrfeigen fallen. Und diese Kerle in den seltsamen Komödiantenlumpen und Mützen? „Wir sind Kanada!“¹⁰, ruft uns einer von ihnen zu, und vor den Augen der hier patrouillierenden SS teilen diese Sträflinge den ankommenden Transport ein. Wie ein wüster Traum! So ein Umsturz innerhalb von wenigen Stunden! In ein KZ haben sie uns geliefert! Wieso?